

V. KAPITEL

DER ZWEITE PARTIKULARISMUS: DIE ENTSTEHUNG DES HISTORISMUS ZWISCHEN AUFKLÄRUNG UND ROMANTIK

1. Giambattista Vicos neue Geschichtswissenschaft (1725): die Urpoesie der Völker und ihr Zerfall

Während in Frankreich der sprachphilosophische Rationalismus und Universalismus seinem krönenden Abschluß erst noch entgegenging, bereitete sich andernorts, vom europäischen Publikum praktisch unbeachtet, jenes Neue vor, das dann später zur Herausbildung des neuen Partikularismus und zur historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts führen sollte. Wieder einmal ging, wie bereits im Fall des ersten, des humanistischen Partikularismus, dieses Neue von Italien aus, und zwar von jenem südlichen, peripher gewordenen Italien, dessen Zentrum das vizekönigliche Neapel war. Hier lebte und wirkte in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts Giambattista Vico, der sich zeitlebens mit der schlecht dotierten Stelle eines Rhetorikprofessors über Wasser halten mußte und der zu Lebzeiten kaum Beachtung erfuhr, dessen Werk dann aber posthum in ganz Europa nachhaltige Wirkungen entfaltet hat. (Zu Vico vergleiche man Pagliaro 1968, Rosiello 1968, Esposito 1976 und Verene 1981; Vicos Geschichts- und Sprachphilosophie ist zentral für Benedetto Croce (1902 und 1911) sowie für Karl Otto Apel (1963 (1975)).)

Mit Vico beginnt eine grundsätzlich neue, weit in die Zukunft vorverweisende Einstellung zur Geschichte: er legte erstmals den Entwurf einer Geschichtsphilosophie mit universalen Dimensionen vor; bei ihm finden sich erstmals Elemente der Theorie des zyklischen Werdens und Vergehens der Kulturen und Kulturkreise, die von Herder und Goethe über Nietzsche bis hin zu Spengler und Toynbee das historische Denken seither entscheidend mitgeprägt hat; er brachte auch erstmals den Entwurf einer neuen Konzeption von Wissenschaftlichkeit in die abendländische Geistesgeschichte ein, das Programm einer *scienza nuova*, die auf anderen Prinzipien aufbaut als die Mathematik und die Naturwissenschaften; wenn man so will, das Programm einer Geisteswissenschaft, die sich dem menschlichen Bereich mit der Methode des hermeneutischen Verstehens historischer Zusammenhänge nähert. Mit diesem Entwurf leitet Vico die für die weitere Entwicklung so fol-

genschwere Trennung der „zwei Wissenschaftskulturen“ (C. P. Snow) ein, der historisch-philologischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen.

Vicos Hauptwerk ist von einem ungestümen Pathos erfüllt; stringente Logik, auch nur Klarheit der Formulierung und Argumentation sucht man darin vergeblich. Innerhalb seiner Epoche mußte es befremdlich wirken. Um so größer ist seine Bedeutung dann in der Folge geworden. Von seinen Visionen gingen entscheidende Impulse auch auf die deutsche Sturm-und-Drang-Bewegung aus. Der Geniekult ebenso wie die romantische Wiederentdeckung der eigenen Vergangenheit sind wesentlich von Vico vorgeprägt worden. Mit ihm vollzieht sich die Abkehr von einem mehr und mehr erstarrenden Rationalismus und die Wiederentdeckung der Affekte und Leidenschaften als dem, was die menschliche Geschichte bewegt und vorantreibt.

Vico war ein vehementer Anticartesianer. Von 1685 bis 1694 lebte er außerhalb seiner Vaterstadt Neapel als Privatlehrer auf dem Schloß Valtolla. Während jener Jahre hatte sich der Cartesianismus in den intellektuellen Kreisen der Hauptstadt als eine neue Mode ausgebreitet, und Vico fand sich, wie er in seiner Autobiographie schreibt, als ein Fremder in der eigenen Heimat wieder:

Il Vico si ricevè in Napoli come forestiere nella sua patria, e vi ritrovò sul pi bello celebrarsi dagli uomini letterati di conto la fisica di Renato [= René Descartes]. ... Per tutte queste cose, il Vico benedisse non aver lui avuto maestro nelle cui parole avesse egli giurato, e ringraziò quelle selve, fralle quali, dal suo buon genio guidato, aveva fatto il maggior corso dei suoi studi senza niun affetto di setta, et non nella città, nella quale, come moda di vesti, si cangiava ogni due o tre anni gusto di lettere. ... Il Vico non solo viveva da straniero nella sua patria, ma anche sconosciuto.

(Vico 1729 (1929) : 20ff)

In dieser Schilderung des verkannten Genies, das in der Einsamkeit der Wälder, fernab dem lauten Getriebe der Großstadt, seine antirationalistische Wahrheit findet, klingen bereits rousseauistische Töne an.

Die neue Grundeinstellung, die bei Vico sichtbar wird, ist auch und vor allem eine Einstellung zur Sprache und Dichtung. Vicos Geschichtsphilosophie ist zunächst einmal Sprachphilosophie; die Sprach-

thematik nimmt in seinem Denken eine Schlüsselstellung ein. Als konsequenter Anticartesianer sieht er nicht in der Logik das primäre Element jeder Sprache, vielmehr in den Affekten. Sprache ist für ihn nicht Abbild der universalen, überzeitlichen, für alle Menschen gleichen Vernunft, sondern Ausdruck des handelnden und leidenden Menschen in seiner geschichtlichen Einmaligkeit. So kann er den rationalistischen Ansatz in der Sprachbetrachtung nicht gutheißen; explizit nimmt er gegen Scaliger und Sanctius als Repräsentanten dieses Ansatzes Stellung. In der Lehre von den Wortarten betont er, in dialektalem Gegensatz zu den früheren Ansätzen, den Primat der Interjektion; erst nach dem noch stammelnden, unmittelbaren Ausdruck des Gefühls kommt das Nomen, noch später das Verbum sowie die grammatischen, die logische Form bestimmenden Partikeln. Am Anfang steht das noch ungeteilte und darum unartikulierte Gefühl; erst allmählich schält sich die rationale Gliederung und damit die sprachliche Artikulation in grammatikalische Kategorien heraus. Dies ist das Entstehungsprinzip von Sprache, das der menschlichen Natur entspricht; es ist somit gerade dadurch, daß es die Vernunft relativiert und das voranliegende Irrationale stärker betont, „vernünftiger“ als die Postulate der rationalistischen Sprachtheoretiker:

Questa generazione delle lingue è conforme a' principi così dell' universale natura... Le quali cose tutte sembrano più ragionevoli di quello che Giulio Cesare Scaligero e Francesco Sanzio ne han detto a proposito della lingua latina. Come se i popoli che si ritrovaron le lingue avessero prima dovuto andara a scuola d' Aristotile coi cui principi ne hanno amendue ragionato!

(Vico 1725 (1953) : I, 194; auch bei Apel 1963 (1975) : 462)

Die Abkehr von Aristoteles bezieht sich nicht nur auf den rationalistischen Ansatz allgemein. Sie impliziert auch die Ablehnung des $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$ -Prinzips und das spekulative Aufgreifen der $\phi\acute{\upsilon}\sigma\epsilon\iota$ -Position. Diese Rückkehr zum sprachtheoretischen Platonismus steht bei Vico in engem Zusammenhang mit seiner Sprachursprungstheorie, die wir erst weiter unten genauer behandeln wollen. An dieser Stelle sei bereits vorweggenommen, daß Vico in der Sprachentwicklung grundsätzlich keinen Fortschritt, sondern einen Niedergang von göttlichen und heroischen Frühstufen sieht. Dementsprechend ist die ursprüngliche, die echte und wirkliche Sprache eine solche, bei der zwischen Laut und Sinn eine notwendige, nicht eine konventionelle Beziehung besteht; der Name gibt die Natur der Sache wieder:

diedero /sc. i primi autori/ i nomi alle cose con naturalezza e proprietá; onde sopra vedemmo ch' appo i greci e latini „nomen“ e „natura“ significarono una medesima cosa.

(Vico 1725 (1953) : I, 212)

Daß generell Aristoteles und nicht Plato Recht gegeben wird, ist auf die Ignoranz der Grammatiker zurückzuführen, die nicht sehen, daß die Begriffe ursprünglich klar und lichtvoll gewesen seien und erst im Laufe der Zeit sich immer mehr verdunkelt hätten, so daß sie nunmehr willkürlich und beziehungslos erscheinen:

delle lingue volgari egli è stato ricevuto con troppo di buona fede da tutti i filologi ch' elleno significassero a placito, perch' esse, per queste lor origini naturali, debbon aver significato naturalmente. ... Ma i gramatici, abbattutisi in gran numero di vocaboli che danno idee confuse e indistinte di cose, non sappiendone le origini, che le dovettero dapprima formare luminose e distinte, per dar pace alla loro ignoranza, stabilirono universalmente la massima che le voci umane articolate significano a placito, e vi trassero Aristotile con Galeno ed altri filosofi, e gli amarono contro Platone.

(Vico 1725 (1953) : I, 187f)

Scheinbar paradox korreliert die Aristotelische $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$ -Hypothese, welche Willkür und damit unbegrenzte einzelsprachliche Variabilität einschließt, mit dem sprachtheoretischen Universalismus, während auf der anderen Seite die Platonische $\phi\acute{\upsilon}\sigma\epsilon\iota$ -Idee, die ja auf eine notwendige und damit unveränderliche Beziehung zwischen Sinn und Zeichen hinausläuft, verknüpft ist mit einem Ansatz, der die einzelsprachliche Verschiedenheit und das individuelle historische Gewordensein der Sprachen betont. Der tieferliegende Grund ist natürlich der, daß die Aristotelische Position auf der Annahme einer universalen Vernunft basiert, welche die Einzelsprachen in zwar oberflächlich verschiedener, aber in der Tiefe wesensgleicher Weise widerspiegeln. Für die Platonische Position ist hingegen die tatsächliche Verschiedenheit der Sprachen ein fundamentales Problem, das Vico so formuliert:

Ma pur rimane la grandissima difficultá: come, quanti sono i popoli, tante sono le lingue volgari diverse?

(Vico 1725 (1953) : I, 188)

Mit seinem Antwortversuch bleibt Vico innerhalb des Platonischen Ansatzes: die Menschen sind von Natur aus verschieden, vor allem

wegen der Einflüsse unterschiedlicher „Klimata“; deswegen müssen auch ihre Sprachen, die ja der Natur entsprechen, verschieden sein:

come certamente i popoli per la diversità de' climi han sortito varie diverse nature, onde sono usciti tanti costumi diversi; così dalle loro diverse nature e costumi sono nate altrettante diverse lingue: talché, per la medesima diversità delle loro nature, siccome han guardato le stesse utilità o necessità della vita umana con aspetti diversi, onde sono uscite tante per lo più diverse ed alle volte tra lor contrarie costumanze di nazioni; così e non altrimenti son uscite in tante lingue, quant'esse sono, diverse. (l. c.)

Dieses Argument finden wir einige Jahrzehnte später in abgewandelter Form bei jenem Autor wieder, der dem neuen Denken wie kein anderer auf breiter Front zum Durchbruch verholfen hat: bei Rousseau (s. u. V, 2).

Für Vico entspricht also jede Einzelsprache der einmaligen, individuellen Natur des jeweiligen Volkes. Jede Einzelsprache hat sich in historisch unwiederholbarer, unverwechselbarer Weise entwickelt. Vico ist noch ganz ein Kind seiner Zeit insofern, als die Form seiner Argumente noch im wesentlichen universalistisch ist: er betrachtet mehr die Sprache an sich als bestimmte historische Einzelsprachen; inhaltlich ist er es jedoch, der die Wende zum neuen Partikularismus vollzieht: sein Denken zielt auf die Erhellung der Gesetze des Werdens und Vergehens konkreter historischer Sprachen. Diese Gesetze sind zwar insofern allgemein, als sie in ihren Auswirkungen immer wieder beobachtet werden können; sie sind aber nicht dadurch universal, daß sie auf einem abstrakten Vernunftprinzip beruhen, im Gegenteil: sie werden durch den Bezug auf die Affekte, nicht auf die Ratio, begründet und erklärt. So kommt erstmals die Sprachgemeinschaft, das „Volk“, als ein historisch sich entwickelnder Organismus ins Blickfeld. Die auch schon im ersten Partikularismus, von Dante bis Speroni, weit verbreitete Einsicht in die historische Wandelbarkeit von Sprache hat bei Vico, dem Initiator des zweiten Partikularismus, eine neue Qualität erlangt: aus dem schon aus der Antike geläufigen Topos des ewigen Werdens und Vergehens, des gleichsam alterslosen und darum im Grunde in seiner Gesamtheit statisch bleibenden Wandels wird nun ein zielgerichtetes, einmaliges Geschehen. Zum ersten Mal wird die diachronische Perspektive wirklich historisch.

Im einzelnen sieht Vico in der Entwicklung der Einzelsprachen eher Verfall und Niedergang als Bereicherung und Aufstieg. Damit steht er nicht nur in diametralem Gegensatz zu dem „Défense et illustration“-Optimismus der Renaissance, sondern vor allem auch zu der Fortschrittsgläubigkeit seines eigenen, des Aufklärungszeitalters; er ist auch in dieser Hinsicht der Wegbereiter des Rousseau'schen Kulturpessimismus. Die heroische Vor- und Frühzeit der Hochkulturen wird nun verherrlicht; in der ungebrochenen Vitalität der noch nicht von der Zivilisation angekränkelten Anfangsepochen wird das ideale, das goldene Zeitalter gesehen.

Dementsprechend wird für Vico der Gedanke vom Primat der Poesie über die Prosa zum Dreh- und Angelpunkt seiner Sprachanschauung und Geschichtsphilosophie. Die historischen Sprachen beginnen ihren Lebenszyklus nicht als Gestammel, nicht unbeholfen und platt, sondern als dichterische Idiome von höchster Vollkommenheit. Es ist nicht so, daß die Dichtung auf die bereits vorhandene Prosa als Zierat künstlich aufgesetzt wird; vielmehr steht die Dichtung am Anfang, und die Prosa entsteht erst später in einer prosaisch gewordenen Welt, aus der die Götter und Heroen verschwunden sind. Am Anfang steht Homer, dessen archaische Barbarei von Vico, in seinem zivilisatorisch weit fortgeschrittenen, extrem raffinierten 18. Jahrhundert, wegen ihrer ungezügelten Kraft gefeiert und verherrlicht wird. Die Größe des ursprünglichen Genius wird mit dem reißenden Wildbach verglichen, der Felsen und Baumstämme mit sich führt; die archaische Dichtung ist nicht mit den Maßstäben der kleinlichen Künstlichkeit einer in Regeln gefaßten Poetik zu messen:

l]In ogni facultá può riuscire con l'industria chi non vi ha la natura, ma in poesia è affatto negato a chi no vi ha la natura di potervi riuscir con l'industria, - l'arti poetiche e l'arti critiche servono a fare colti gl'ingegni, non grandi. Perché la dilicatezza è una minuta virtù, e la grandezza naturalmente disprezza tutte le cose piccole; anzi, come grande rovinoso torrente non può far di meno di non portar seco torbide l'acque e rotolare e sassi e tronchi con la violenza del corso, così sono le cose vili dette, che si trovano sí spesso in Omero.

(Vico 1725 (1953) : II, 21; auch bei Apel 1963 (1975) : 438)

Der archaische Mensch, die primitiven Völker waren Dichter von Natur aus. Poesie ist nichts Künstliches, von außen Aufgesetztes, son-

dem die natürliche Muttersprache der Völker. Dies ist die „große Entdeckung“ Vicos, der immer wieder auf dieser Kernthese insistiert:

i primi popoli dell' gentilità, per una dimostrata necessità di natura, furon poeti, i quali parlarono per caratteri poetici; la qual scoperta, ch'è la chiave maestra di questa scienza, ci ha costato la ricerca ostinata di quasi tutta la nostra vita letteraria.

(Vico 1725 (1953) : I, 28)

Die dichterischen Figuren, die von Du Marsais untersuchten „Tropen“, sind also ursprünglicher als das sogenannte eigentliche, wörtliche Sprechen; dieses ist eine Abstraktion, eine durch das Vordringen der kalten Rationalität entstandene Reduktion der Sprache in ihrer ursprünglichen Ganzheit, die bildhaft, konkret, anschaulich, in einem Wort, dichterisch ist:

Per tutto ciò si è dimostro che tutti i tropi ... i quali si sono finora creduti ingegnosi ritrovati degli scrittori, sono stati necessari modi di spiegarsi [di] tutte le prime nazioni poetiche, e nella lor origine aver avuto tutta la loro natia proprietà ... quindi s'incomincian a conveller que' due comuni errori de' grammatici: che'l parlare de' prosatori è proprio, improprio quel de' poeti; e che prima fu il parlare da prosa, dopoi del verso.

(Vico 1725 (1953) : I, 167)

{Der Zusatz *di* stammt vom Herausgeber; wenn man einen Ncl annimmt, ist die Konjektur hinfällig.}

Unter den neueren Sprachen ist das Französische für Vico der Inbegriff des Prosaischen; das Italienische sieht er am Gegenpol. Er nimmt in diesem Zusammenhang auch die Diskussion über die Wortstellung und die Inversionsmöglichkeiten auf, die sich in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts herausgebildet hatte. Es ist nicht verwunderlich, daß er die (vermeintliche) Unfähigkeit des Französischen zur Bildung von Inversionen nicht eben positiv bewertet; andererseits erscheint ihm das Italienische mit seiner internen stilistischen Vielgestaltigkeit und Flexibilität als die in künstlerischer Hinsicht hervorragendste aller neueren Sprachen. Dies wird aus dem Charakter der Italiener abgeleitet, die ja auch in allen anderen Gebieten der Kunst die führende Nation in Europa sind. Vico führt dazu folgendes aus:

I francesi abbondano di sostantivi, ma la sostanza è per sé bruta e immobile e non ammette comparazioni. Perciò essi non sono capaci

di dar calore al discorso, perché son privi di una fortissima commozione, né possono ampliare o ingrandire nulla. Da ciò, l'impossibilità d'invertire le parole. ... Noi italiani, invece, siamo dotati di una lingua sempre suscitatrice d'immagini, onde gli italiani da soli hanno superato sempre tutti i popoli della terra per la pittura, scultura, architettura e musica; noi, dotati di una lingua che, sempre vivace, per il fascino delle similitudini trasporta gli animi degli uditori alla comprensione di cose diverse e lontane fra loro.

(Vico 1709 (1971) : 814f)

{zitiert in der italienischen Übersetzung des lateinischen Originals apud Apel 1963 (1975) : 432f}

Im Streit um die jeweiligen Vorzüge der antiken und modernen Literatursprachen bezieht Vico Stellung gegen das rational geprägte Französische, das als Universalsprache der abstrahierenden Argumentation das 18. Jahrhundert in Europa beherrscht.

2. Jean-Jacques Rousseau (1761): vom Ursprung der Sprache zum Ursprung der Nationen

Wie bereits erwähnt, hat Jean-Jacques Rousseau auf die Frage nach dem Ursprung der Verschiedenheit der menschlichen Sprache eine Antwort gegeben, die derjenigen von Vico im Grundansatz ähnlich ist. Rousseau hat sich nur marginal mit der Sprachthematik befaßt (vgl. Claparède 1934, Wokler 1970 und 1974, Armogathe 1971, Esposito 1976, Schesler 1978, Verri 1970 und 1979 sowie R. Salvucci 1982). Dennoch ist das einzige speziell dieser Thematik gewidmete Werk von nicht geringem Interesse für den Gesamtzusammenhang der hier verfolgten Fragestellungen. Rousseau hat das Manuskript seiner Abhandlung *Essai sur l'origine des langues* 1761 an Malessherbes übergeben, es aber zu Lebzeiten nie publiziert; der Traktat war ursprünglich als Bestandteil des *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes* (1756) konzipiert, wurde dann aber von Rousseau aus diesem Zusammenhang entfernt, da er „trop long et hors de place“ war (nach Lecercle 1973 : 108).

Dieser Essay steht in zeitlicher Nachbarschaft zum *Contrat social*; so nimmt es nicht wunder, daß Rousseau hier den Charakter der Sprache als soziale Institution unterstreicht. Bei aller Ähnlichkeit zu Vico bis in die Wortwahl hinein unterscheidet er sich in diesem Punkt doch sehr deutlich von dem großen Neapolitaner: für Vico war die soziale Bedingtheit der Sprache kein Thema. Während Vico sich dem Thema

der Verschiedenheit der menschlichen Sprache von einem platonischen Grundansatz her näherte, steht für Rousseau die sozial bedingte Konventionalität der Sprache im Vordergrund, was einem aristotelischen Grundansatz entspricht; seine Fragestellung zielt allerdings nicht auf die der Verschiedenheit von Oberflächenstrukturen zugrundeliegende universale Vernunft, sondern auf die natürlichen Bedingungen, die für das Zustandekommen der Verschiedenheit verantwortlich sind. Wenn die Verschiedenheit der Sprachen natürliche Ursachen hat, dann reicht sie weiter und tiefer, als ein rationalistischer Ansatz je konzedieren würde.

Entsprechend seinem philosophischen Grundansatz liegt Rousseau in seiner Sprachtheorie ganz auf der Linie des zu jener Zeit erstarken neuen Partikularismus. Das Datum seiner Abhandlung markiert, vielleicht deutlicher noch als das Erscheinen des Werkes von Vico, den Umschwung des Pendels zu einer Sprachbetrachtung, für welche die einzelsprachliche Besonderheit und die Verschiedenheit der Sprachen untereinander die zentralen erklärungsbedürftigen Fakten darstellen. Der erste Satz könnte noch universalistisch, ja cartesianisch sein:

La parole distingue l'homme entre les animaux.

Doch wird schon in dem darauffolgenden Satz klar, daß es nicht mehr um eine allgemeine Wesensbestimmung der Sprache geht, sondern um eine Erklärung der Verschiedenheit der Einzelsprachen:

le langage distingue les nations entre elles.

(Rousseau 1761 (1812) : 501)

Wie in einem Brennspiegel ist in diesem Fortschreiten vom Allgemeinen zum Besonderen der Wandel des sprachtheoretischen Grundinteresses eingefangen.

Es sei übrigens darauf hingewiesen, daß in der Formulierung dieser Opposition Ausdrücke erscheinen, die den später von Saussure verwendeten genau entgegengesetzt sind. Für Saussure ist *parole* der Extrempunkt einer begrifflichen Trias (nicht einer einfachen binären Opposition, wie oft verkürzend behauptet wird), zu der außerdem *langue* und *langage* gehören; dabei ist *langage* der allgemeinste Begriff, er bezeichnet die universale, nicht einzelsprachlich ausdifferenzierte menschliche Sprachfähigkeit. Im Unterschied dazu steht die Verwendung der Begriff-

fe bei Rousseau dem umgangssprachlichen Gebrauch näher: *parole* wird in Zusammenhängen wie *le don de la parole* oft in dem Sinne verwendet, für den Saussure *langage* gebraucht; und *langage* bezeichnet im Alltag oft eine Sondersprache irgendwelcher Art (vom *langage scolaire* bis zum *langage des fleurs*). In genau dieser Weise werden die Begriffe von Rousseau verwendet: *parole* ist die menschliche Sprechfähigkeit, *langage* hingegen die spezifische Ausdrucksweise einer bestimmten Sprechergemeinschaft.

Die Sprache allgemein ist nicht irgendeine soziale Institution; sie ist die erste ihrer Art, diejenige, die von allen anderen vorausgesetzt wird. Ihre jeweilige Form muß sie natürlichen Ursachen verdanken; das heißt, daß die Verschiedenheit der menschlichen Sprachen nicht auf bewußt getroffenen, kulturellen Konventionen beruht, sondern solchen Konventionen vorausliegt:

qu'est-ce qui fait que cette langue est celle de son pays et non pas d'un autre? Il faut bien remonter, pour le dire, à quelque raison qui tienne au local, et qui soit antérieure aux mœurs même: la parole, étant la première institution sociale, ne doit sa forme qu'à des causes naturelles.

(Rousseau 1761 (1812) : 501)

Für Rousseau ist einerseits die erste soziale Institution, die jedwedem gesellschaftlichem Leben zugrunde liegt, die Sprache; andererseits wird, in umgekehrter Blickrichtung, die Sprache primär als gesellschaftliches Phänomen gesehen: ihre kommunikative, gemeinschaftsstiftende Funktion wird in den Vordergrund gestellt. Es ist zwar ihre Aufgabe, auf körperlichem, d.h. materiellem Wege Gedanken zu übermitteln (ein Argument, das in gewissem Sinn noch in der Tradition des Cartesianismus steht); diese Definition wird aber von Rousseau in charakteristischer Weise umgeformt, und zwar so, daß die Transformation des unsinnlichen Denkens in ein sinnliches Medium aus dem sozialen Mitteilungsbedürfnis abgeleitet wird:

Sitôt qu'un homme fut reconnu par un autre pour un être sentant, pensant et semblable à lui, le désir ou le besoin de lui communiquer ses sentiments et ses pensées lui en fit chercher les moyens.

(Rousseau 1761 (1812) : 501)

Als wesentlich für die menschliche Sprache wird ihre soziale Konventionalität sowie ihre Kreativität und Gestaltbarkeit aufgefaßt.

Tiere haben wohl rudimentäre Kommunikationssysteme, aber keine Sprache im vollen Wortsinn. Aus der sozialen Bedingtheit der Sprache folgt notwendig ihre Differenzierung nach Zeit und Ort; ihr gesellschaftlicher Ursprung bringt es mit sich, daß sich unterschiedliche Kommunikationsgemeinschaften herausbilden. Die einzelsprachliche Verschiedenheit ist also für Rousseau ein zentrales, unabdingbares Wesensmerkmal der Sprache; sie wird von ihm keineswegs mehr in rationalistisch-universalistischer Weise als ein bloßes Oberflächenphänomen angesehen, das den Blick auf die zugrundeliegende Einheit der Vernunft verstellt. Im Gegenteil, nur ihre sozial bedingte Vielgestaltigkeit führt zu jener Wandelbarkeit, die immer neue Anpassungen und damit eben auch immer neue Fortschritte überhaupt erst ermöglicht. Menschliche Sprache ist kein natürliches Kommunikationssystem, sondern ein Kulturprodukt, das von einer bestimmten Gesellschaft in einem bestimmten geographischen und historischen Rahmen ausgebildet wird. Diese Sonderstellung der menschlichen Sprache ist in anthropologischen Grundkonstanten begründet und hat nichts mit der Besonderheit der Artikulationsorgane zu tun. Rousseau legt im einzelnen dar, daß der Mensch auf ganz verschiedene Weise Sprachsysteme hervorgebracht hat; neben den auf den Laut- und Gehörorganen beruhenden findet man auch gestuelle Sprachen. Das Kommunikationsbedürfnis ist gebieterisch; es bricht sich sogar bei Taubstummen Bahn. Rousseau faßt seine anthropologischen Überlegungen zur Sonderstellung der menschlichen Sprache so zusammen:

par cela même que les unes et les autres de ces langues /sc. la langue des castors et celle des fourmis/ sont naturelles, elles ne sont pas acquises; les animaux qui les parlent les ont en naissant. ils les ont tous, et partout la même; ils n'en changent point, ils n'y font pas le moindre progrès. La langue de convention n'appartient qu'à l'homme. Voilà pourquoi l'homme fait des progrès, soit en bien soit en mal, et pourquoi les animaux n'en font point. Cette seule distinction paraît mener loin: on l'explique, dit-on, par la différence des organes. Je serais curieux de voir cette explication.
(Rousseau 1761 (1812) : 504)

Auf diesem Wege kommt Rousseau ganz folgerichtig zur Ablehnung der rationalistischen Position. Für den sprachtheoretischen Universalismus dient die Sprache primär zum Ausdruck der universalen Vernunft; Empfindungen und Leidenschaften sind sekundär, abgeleitet. Für Rousseau ist es genau umgekehrt. Dieser Gedanke wird dann auch genetisch formuliert, und zwar in dem Sinne, daß der Ursprung der

Sprache im Ausdruck der Empfindungen zu suchen sei und daß daher die Ursprache der Menschheit, ganz im Sinne von Vico, die Dichtung gewesen sein müsse:

On nous fait du langage des premiers hommes des langues de géomètres, et nous voyons que ce furent des langues de poètes. Cela dut être. On ne commença pas par raisonner, mais par sentir.
(Rousseau 1761 (1812) : 505)

Hierbei entsteht die Sprache nicht, wie manchmal behauptet, aus den Bedürfnissen der Menschen, sondern aus ihren Empfindungen und Leidenschaften. Die Bedürfnisse vereinen die Menschen nicht, nur ihre Empfindungen führen sie zusammen. Auch aus diesem Argument ergibt sich für Rousseau die Denknöwendigkeit der Vico'schen These vom Primat der Poesie über die Prosa, den er immer wieder hervorhebt:

Ce n'est ni la faim, ni la soif, mais l'amour, la haine, la pitié, la colère, qui leur ont arraché les premières voix. Les fruits ne se dérobent point à nos mains, on peut s'en nourrir sans parler; on poursuit en silence la proie dont on veut se repaître; mais pour mouvoir un jeune cœur, pour repousser un agresseur injuste, la nature dicte des accens, des cris, des plaintes. Voilà les plus anciens mots inventés, et voilà pourquoi les premières langues furent chantantes et passionnées avant d'être simples et méthodiques.
(Rousseau 1761 (1812) : 505)

Hieraus ergibt sich die ebenfalls Vico entsprechende Schlußfolgerung, daß die übertragene Bedeutung die eigentliche sei, daß die „Tropen“, also die literarisch-rhetorischen Figuren ursprünglicher seien als das platte Sprechen ohne künstlerischen Anspruch:

Comme les premiers motifs qui firent parler l'homme furent des passions, ses premières expressions furent des tropes. Le langage figuré fut le premier à naître, le sens propre fut trouvé le dernier. On n'appela les choses de leur vrai nom que quand on les vit sous leur véritable forme. D'abord on ne parla qu'en poésie; on ne s'avisait de raisonner que long-temps après.
(Rousseau 1761 (1812) : 505f)

Auch Rousseau ist, wie Vico, bezüglich der Ursprache der Menschheit ein überzeugter Platonist. Am Anfang muß eine Sprache gestanden haben, bei der, trotz aller auch von Rousseau eingestandenen, ja ausdrücklich hervorgehobenen Konventionalität, eine notwendi-

ge Beziehung zwischen Laut und Sinn bestand. Für Rousseau folgt dies fast zwangsläufig aus der Prämisse, daß die erste Sprache aus dem Ausdruck der Leidenschaften entstanden ist; die „Eindrücke“, welche die Gegenstände in der Seele hinterlassen, fordern nach einem Ausdruck, der ihnen gemäß ist:

Non-seulement tous les tours de cette langue /i.e. la première langue/ devaient être en images, en sentiments, en figures; mais dans sa partie mécanique elle devrait répondre à son premier objet, et présenter aux sens, ainsi qu'à l'entendement, les impressions presque inévitables de la passion qui cherche à se communiquer. ... Étendez ces idées dans toutes leurs branches, et vous trouverez que le Cratyle de Platon n'est pas si ridicule qu'il paraît l'être.

(Rousseau 1761 (1812) : 507)

So ist es für Rousseau, den großen Kritiker der Kultur, evident, daß der scheinbare oder auch wirkliche Fortschritt der Sprachentwicklung, das Fortschreiten hin zu einer rationaleren und klareren Ausdrucksform, teuer erkaufte wird, nämlich mit einem Verlust an ursprünglicher Lebendigkeit. Die generelle Skepsis dieses Aufklärers gegenüber den „Fortschritten“, welche die Aufklärung gebracht hat, schlägt sich auch in seiner Sprachtheorie nieder; die Formel von der „Rückkehr zur Natur“, mit der sein Werk so oft resümiert worden ist, prägt sich auch in diesem Bereich entsprechend aus. Der Gewinn an Rationalität muß mit einem Verlust an Kraft und Authentizität erkaufte werden. Am Anfang der Entwicklung stehen die ursprünglichen, authentischen Dichter nach der Art von Homer; am Ende stehen die Sprachakademien:

tout ceci mène la confirmation de ce principe, que, par un progrès naturel, toutes les langues lettrées doivent changer de caractère et perdre de la force en gagnant de la clarté; que, plus on s'attache à perfectionner la grammaire et la logique, plus on accélère ce progrès, et que, pour rendre bientôt une langue froide et monotone, il ne faut qu'établir des académies chez le peuple qui la parle.

(Rousseau 1761 (1812) : 515)

Rousseau geht sodann auf die Verschiedenheit der Sprachen im einzelnen ein. Nach seiner Theorie, die man heute belächeln mag, ist das Klima der Hauptfaktor bei der Differenzierung von Sprachen. Die geographischen Unterschiede in der natürlichen Umgebung der jeweiligen Völker bedingen die Verschiedenheit ihrer Idiome. Rousseau po-

stuliert einen fundamentalen Gegensatz zwischen den Sprachen des Südens und des Nordens:

La principale cause qui les distingue est locale, elle vient des climats où elles naissent, et de la manière dont elles se forment: c'est à cette cause qu'il faut remonter pour concevoir la différence générale et caractéristique qu'on remarque entre les langues du midi et celles du nord.

(Rousseau 1761 (1812) : 516)

Nach ausführlichen Darlegungen über diesen grundlegenden Gegensatz kommt er zu der folgenden allgemeinen Charakteristik der beiden Sprachengruppen:

Voilà, selon mon opinion, les causes physiques les plus générales de la différence caractéristique des primitives langues. Celles du midi durent être vives, sonores, accentuées, éloquentes, et souvent obscures à force d'énergie; celles du nord durent être sourdes, rudes, articulées, criardes, monotones, claires à force de mots plutôt que par une bonne construction.

(Rousseau 1761 (1812) : 528)

Eine solche Aussage ist ganz sicher nicht wegen ihres konkreten Inhalts heute noch zitierwürdig. Es geht vielmehr darum zu zeigen, wie sehr der Partikularismus mittlerweile an Boden gewonnen hat: die Unterschiedlichkeit der Einzelsprachen wird nicht mehr als etwas Oberflächliches gesehen, vielmehr treten die charakterlichen Differenzen zwischen ihnen scharf und klar als etwas Grundlegendes und Unüberbrückbares hervor. Wenige Jahre vor dem Erscheinen der *Grammaire générale* von Nicolas Beauzée, mit dem der sprachtheoretische Universalismus in Frankreich seinen Kulminationspunkt überschreitet, wird in diesem kleinen Werk von Rousseau die Gegenposition entfaltet, welche die Unterschiede zwischen den Einzelsprachen als wesensmäßige Gegensätze sieht. Damit verleiht Rousseau einer Strömung in der Sprachbetrachtung Ausdruck, die wenige Jahrzehnte später endgültig in Europa triumphieren sollte und die zur Herausbildung der historischen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts geführt hat.

3. Die Herausbildung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft

3.1. Sprache als Ausdruck der Nation

Bei Rousseau vollzog sich, wie soeben gesehen, der Übergang von der Frage nach dem Ursprung von Sprache allgemein zu der Frage nach dem Ursprung der einzelnen Sprachen. So abstrus seine Theorie vom Klima als der Ursache der sprachlichen Vielfalt heute auch wirken mag, so wichtig ist dieses kleine Werk als Indiz einer geistesgeschichtlichen Wende von größter Tragweite. Die Idee der gesellschaftliche Bedingtheit der Entstehung von Sprache überhaupt führte zur Erkenntnis der gesellschaftlichen Bedingtheit auch jeder Einzelsprache. Daß verschiedene Kommunikationsgemeinschaften verschiedene Sprachen ausgebildet haben, wurde nun nicht mehr als oberflächlich und akzidentell abgetan, vielmehr rückte es mehr und mehr in das Zentrum des Interesses. Wenige Jahre nach der Entstehung von Rousseaus Schrift gewann in Deutschland Johann Gottfried Herder einen von der Berliner Akademie der Wissenschaften ausgesetzten Preis mit einer *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1772), in der viel rousseauistisches Gedankengut anklingt - derselbe Herder, der wie kein anderer sich begeistert hat für die Stimmen der Völker, der alle Volkslieder gesammelt und nachgedichtet hat, derer er habhaft werden konnte, und der so zum eigentlichen Erfüller dessen wurde, was Vico als Programm entworfen hatte. Das Französische, die noch in der Revolutionszeit als universales Medium der Vernunft gefeierte allgemeine Menschheitssprache, wurde hier als kalt und oberflächlich abgelehnt; die Eleganz des Geistes, der *esprit*, das *bon mot*, das *raisonnement*, all dies galt nun nichts mehr. Statt dessen begeisterte man sich an Homer, an Shakespeare, an der Urpoesie der Völker, vom Hohenlied Salomos und der spanischen Romanzendichtung bis hin zu den Volksliedern der Grönland-Eskimos und Quechua-Indianer: an allem, was elementare Gefühle ursprünglich und rein zum Ausdruck bringt, an allem was echt ist - oder zumindest für echt gehalten wurde, wie die Ossian-Dichtung von James Macpherson!

Für Vico, Rousseau und Herder ist Sprache etwas ganz anderes als ein oberflächlich variabler Ausdruck der universalen und unwandelbaren Vernunft; sie ist unmittelbarer Ausdruck eines individuellen, einmaligen und unwiederholbaren Volksgeistes. Da sich dieser Geist in den heroischen Frühzeiten des jeweiligen Volkes am reinsten ausprägt, wird die Vergangenheit mehr und mehr glorifiziert. In diametralem

Gegensatz zu der aufklärerischen Idee des unilinearen und universalen Fortschritts werden nun die Anfänge zu goldenen Zeitaltern verklärt. Das Hervorheben nationaler Eigenart und Größe, die Begeisterung für alles Volkstümliche (oder was man dafür hält) und die Verklärung der Vergangenheit, all dies wirkt zusammen bei der Entstehung eines neuen geistigen Klimas, das sich auch und gerade auf die Sprachauffassung ausgewirkt hat.

Dieses Klima war eine notwendige Voraussetzung für die Herausbildung der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, derjenigen Sprachwissenschaft also, die lange Zeit für die „eigentliche“ gehalten wurde. In jenen wenigen Jahrzehnten zwischen 1770 und 1820 wurde die Welt auf allen Gebieten dramatischer und tiefgreifender umgestaltet als vielleicht je zuvor in der Geschichte. In ebendiese Epoche fällt auch die Entstehung der Sprachwissenschaft in einem modernen, auch heute noch im Grundsätzlichen gültigen Sinn. Es entstanden die einzelnen Philologien, die bis heute die Organisation unserer Philosophischen Fakultäten und ihrer Nachfolgerinnen bestimmen und in die das Gesamtgebiet der Sprachwissenschaft seither zerfällt: Indogermanistik, Germanistik, Romanistik, Finnougristik, Indologie, Sinologie, Semitistik usw. Und es entstand, auf methodischem Gebiet, die vergleichende Sprachwissenschaft in ihren beiden Hauptausprägungen: als historisch-vergleichende und als typologisch-vergleichende Disziplin. All diese Neuansätze waren nur denkbar auf dem Hintergrund einer Sprachauffassung, für die es immer weniger um Sprache schlechthin und immer mehr um die zunehmend genaue und detaillierte Erfassung von Einzelsprachen ging. Der zweite Partikularismus hat seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts den zweiten Universalismus so radikal verdrängt, daß sich bis in die jüngste Vergangenheit hinein nicht einmal mehr eine Erinnerung daran gehalten hat; erst seit Mitte der sechziger Jahre hat man begonnen, die hier verschütteten Traditionsstränge wieder freizulegen und daran anzuknüpfen, heute, im Zeichen eines neuen Sprachdenkens, das man aus der Rückschau möglicherweise einmal als die Periode eines dritten Universalismus, zumindest aber einer den Universalismus mit integrierenden Synthese interpretieren wird.

3.2. Die Entdeckung des Sanskrit durch Sir William Jones (1786)

Das erste europaweit beachtete Fanal des neuen Geistes in der Sprachwissenschaft kam von einem Engländer, der im britischen Indien wirkte. Sir William Jones (vgl. Cannon 1984), berühmt als Kenner zahlreicher orientalischer Sprachen und der islamischen und hinduistischen Rechtsquellen, Autor einer persischen Grammatik (1771) und einer Übersetzung der ältesten, der vorislamischen arabischen Poesie, wurde 1783 als Richter nach Calcutta berufen, wo er sich in das Studium des Sanskrit vertiefte. Bereits 1786 berichtete er der von ihm zwei Jahre zuvor neugegründeten *Asiatic Society of Bengal* von seinen Erkenntnissen über die Verwandtschaft dieser scheinbar so exotischen Sprache mit den klassischen Sprachen des Abendlandes, dem Griechischen und Lateinischen. Seine Einsichten wurden 1788 publiziert und von allen in Europa ernsthaft mit Sprache Befassten rezipiert (vgl. die Zitate in Arens 1969 : I, 147; allgemein zum Sanskrit und zu Jones siehe Rocher 1980; Mayrhofer 1983). Nun ist die Verwandtschaft der klassischen Sprache Indiens mit den älteren Sprachen Europas so mit Händen zu greifen, daß man sich eigentlich darüber wundern muß, daß die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Öffentlichkeit erst 1788 darauf gelenkt wurde. Es fehlt auch nicht an Hinweisen auf die „kuriose“ Übereinstimmung der Zahlwörter und elementaren Verwandtschaftsbezeichnungen in den Berichten früherer Reisender. In diesem Zusammenhang pflegt man die Hinweise in den Reiseberichten von Filippo Sassetti zu erwähnen, der sich 1583 - 1588 in Indien aufhielt (vgl. Arens 1969 : I, 73). Indessen wäre vor Ende des 18. Jahrhunderts, ohne den allgemeinen geistesgeschichtlichen Umschwung, von dem soeben die Rede war, niemand auf den Gedanken gekommen, diese Übereinstimmungen als etwas anderes zu interpretieren denn eben als „Kuriositäten“. Erst jetzt war die Zeit reif für den Gedanken, daß das Griechische, Lateinische und einige andere europäische Sprachen mit dem Sanskrit einen gemeinsamen historischen Ursprung haben könnten. Erst jetzt waren übrigens auch die rein faktischen Kenntnisse von nicht-europäischen Sprachen so weit angewachsen, daß man diese Gemeinsamkeiten als etwas Besonderes und Erklärungsbedürftiges ansehen konnte: solange das Hebräische als Muttersprache aller (weitestgehend unbekannt) Idiome des Erdkreises galt, war auch die Entdeckung von Übereinstimmungen zwischen Lateinisch und Sanskrit nicht allzu aufregend; erst als durch genaues Studium klar geworden war, daß asiatische Sprachen wie das Chinesische von allem Bekannten grundverschieden sind, wurde die Ähnlichkeit des Sanskrit zu einer

Sensation. Es ist daher sicher auch kein Zufall, daß gerade Sir William Jones, ein polyglotter Orientalist, diese „Entdeckung“ gemacht hat: infolge seiner vorangegangenen Beschäftigung mit radikal fremden Sprachen frappierte ihn die offensichtliche Familienähnlichkeit des räumlich wie zeitlich so fernen Sanskrit mit den europäischen Sprachen um so mehr.

Das neu „entdeckte“ Sanskrit wirkte in mehrfacher Hinsicht als Katalysator der sprachwissenschaftlichen Entwicklung: bezüglich der Entdeckung der indogermanischen Sprachverwandtschaft als fehlendes Bindeglied; als Modell einer Verwandtschaft stiftenden Ursprache überhaupt; und als Modell des als „vollkommen“ angesehenen Sprachtypus der Wurzelflexion. Außerdem war es ganz konkret für eine Reihe der bedeutendsten Sprachforscher und Sprachdenker jener Jahre ein wichtiger Faktor ihres inneren Werdegangs und ihrer äußeren Biographie. Betrachten wird diese Punkte im einzelnen.

3.2.1. Das Sanskrit als „missing link“

Das wiedergefundene Sanskrit war das fehlende Bindeglied, das es erlaubte, die seit jeher intuitiv erkannte Familienähnlichkeit zwischen dem Lateinischen und dem Griechischen präzise zu erfassen. Solange man nur zwei Bezugspunkte für den Vergleich hatte, mußte diese Ähnlichkeit unerklärt bleiben, zudem es sich ja auch um zwei Sprachen handelte, die in langem und engem Kontakt gestanden haben. Nun kam eine dritte, voll als Kultursprache ausgebildete altindogermanische Sprache hinzu, die sich in einer völlig anderen Umwelt, in einer bis dahin als exotisch geltenden Zivilisation entfaltet hatte. Erst jetzt war es möglich, die zuvor auch schon konstatierten Ähnlichkeiten zu deuten und den Gedanken einer historisch-genetischen Urverwandtschaft zu konzipieren. Daß man hierbei anfangs dazu tendierte, die gemeinsame Ursprache mit dem neu gefundenen Sanskrit gleichzusetzen, also das Griechische und Lateinische aus dem Altindischen, statt alle drei Sprachen aus einer gemeinsamen Quelle abzuleiten, ist ein psychologisch verständlicher Irrtum, den das evolutionäre Denken noch öfter wiederholen sollte. Von dem parallelen Irrtum der Romanistik wird gleich die Rede sein; man denke auch an die immer noch populäre Formel, der Mensch stamme vom Affen ab (statt der korrekten Formulierung, daß die heutigen Menschen und Menschenaffen gemeinsame Vorfahren haben).

3.2.2. Das Sanskrit als Ursprache: organisches Wachstum aus der Wurzel

Daß das Sanskrit für die eigentlich erst aus dem Vergleich zu rekonstruierende Ursprache gehalten wurde, ist nicht nur verständlich; es war wohl geradezu eine psychologische Notwendigkeit, zumindest in jenen Anfangszeiten des Historismus, als sich der evolutive Denksatz erst ganz allmählich Bahn zu brechen begann. Man brauchte ein plastisch greifbares, anschauliches Urbild, ein als vollkommen bewundertes Modell, um den Gedanken akzeptieren zu können, die bis dahin als Muster geltenden klassischen Sprachen seien etwas Abgeleitetes, historisch Sekundäres. Im Sanskrit konnte die Vollkommenheit des Ursprungs ganz unmittelbar erfahren werden, im Gegensatz zu der später an seine Stelle tretenden historischen Rekonstruktion. Die Rekonstruktion, die mit dem Asterisk (einer Erfindung August Schleichers) versehene Form, ist demgegenüber eine blutleere Abstraktion. Obwohl gerade Schleicher es unternommen hat, eine ganze Fabel in rekonstruiertem Indogermanisch zu schreiben, bleibt diese Sprache letztlich doch immer nur ein Gedankengebilde des Sprachwissenschaftlers. Das Sanskrit hingegen trat der ersten Forschergeneration mit der Fülle seiner Literatur und der brahmanischen Tradition entgegen, die ja, im Unterschied zu der Tradition des Altgriechischen und Lateinischen, in Indien bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben ist. (Bis heute erscheinen in jedem indischen Zensus mehrere tausend Menschen, die Sanskrit als ihre Muttersprache angeben. Ich selbst habe es bei einem Pandit studiert, der es mit praktisch muttersprachlicher Geläufigkeit beherrschte.)

Das Sanskrit wurde gerade auch von den deutschen Dichtern und Gelehrten, allen voran den Brüdern Schlegel und Wilhelm von Humboldt, mit Enthusiasmus als die vollkommenste aller Sprachen gefeiert. Von entscheidender Bedeutung ist dabei der Begriff der Wurzel, der uns heute selbstverständlich erscheint, der indessen nicht aus der griechisch-lateinischen Tradition, sondern eben aus dem indischen Bereich stammt: für den indischen Grammatiker Pāṇini (5. Jhdt. v. Chr.) war मूल *mūla* „Wurzel“ ein Kernbegriff der Sprachbeschreibung. Die deutschen Romantiker hypostasierten diese Metapher insofern, als sie die Idee des organischen, gleichsam pflanzlichen Wachstums in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen stellten. Ausgehend von dem indischen Wurzelbegriff schied Friedrich Schlegel in seinem 1808 erschienen Werk *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier* strikt zwi-

schen mechanischen und organischen Sprachen: nur Sprachen mit lebendiger Entwicklung aus den Wurzeln heraus sind „organisch“. Diese Intuition eines genialen (vielleicht auch nur genialischen) Romantikers hat die gesamte typologisch vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts entscheidend mitgeprägt; bis zum Anfang unseres Jahrhunderts findet man Spuren dieses romantischen Dualismus.

3.2.3. Das Sanskrit als Katalysator: Paris als internationales Zentrum der Sprachwissenschaft

In biographischer Hinsicht wurde das, was man das Erlebnis des Sanskrit nennen könnte, für mehrere Sprachforscher zum entscheidenden Anstoß für ihre Arbeit. Mit diesem Punkt nähern wir uns auch wieder, zumindest was den äußeren Rahmen betrifft, der Romania. Die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts ist in ihren Hauptströmungen eine überwiegend deutsche Angelegenheit; das Zentrum hat sich in gewissem Maße von Frankreich weg auf die deutschen Universitäten verlagert. Diese Entwicklung begann in den Jahren zwischen 1800 und 1820, also in der napoleonischen und unmittelbar postnapoleonischen Ära; sie nahm ihren Anfang aber gerade nicht in Deutschland, sondern in Paris.

Die französische Hauptstadt war in jener Zeit die geistige Hauptstadt Europas. Hier wirkte und studierte eine ganze Gruppe von Gelehrten verschiedenster Herkunft. Bei den Franzosen selbst dominierte damals noch klar die Tradition der Universalgrammatik, die, von Port-Royal und den Enzyklopädisten herkommend, mittlerweile zum Allgemeingut geworden war und ihren Weg sogar in die von den „idéologues“ reformierten schulischen Lehrpläne gefunden hatte (vgl. Chevalier 1976 : 188). Das Schreiben „allgemeiner“ oder „philosophischer“ Grammatiken erlebte eine späte Blüte, die auch auf die anderen romanischen Länder ausstrahlte. Im Paris jener Jahre entstand eine Fülle von Werken in der Tradition des Aufklärungsuniversalismus; ich nenne hier nur Domergue 1799, Sicard 1799, Sacy 1799, Thiébauld 1802, Destutt de Tracy 1803, Girault-Duvivier 1812. (Vgl. Chevalier 1976, Chevalier/Désirat/Hordé 1976, Stéfanini 1981, Haßler 1981 und 1984; zu Destutt de Tracy siehe Rastier 1972, zu Girault-Duvivier siehe Levitt 1968 und Christmann 1971; das Ende *grammaires générales* behandelt Schwartz 1982.) Das französische Modell strahlte auch nach Italien aus, wo in der Person von Melchiorre Cesarotti ein hervorragender Vertreter der philosophisch orientierten Aufklärungslinguistik wirkte. Auch Spanien

und Portugal blieben von dieser Strömung nicht unberührt; mit einer gewissen Phasenverschiebung findet man in Spanien Werke wie Pelegrín 1825, Muñoz 1831, Lacueva 1832 und Hermosilla 1835 sowie in Portugal Barbosa 1821 (vgl. Gómez Asencio 1981).

In derselben Zeit bereitete sich in demselben Paris jedoch etwas ganz anderes vor: die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft, die in den folgenden Jahrzehnten die Führungsrolle übernehmen sollte. In dem kosmopolitischen Paris jener Tage waren fast all diejenigen konzentriert, denen das Neue die entscheidenden Impulse verdankt: neben französischen Sprachwissenschaftlern wie Sacy, Langlès, Chézy, Abel-Rémusat, Raynouard und Fauriel waren dies der Engländer Hamilton und vor allem die Deutschen Wilhelm von Humboldt, Friedrich Schlegel, später August Wilhelm Schlegel, Franz Bopp und Friedrich Diez. Ebenfalls unter dem beherrschenden Einfluß des Sanskrit wirkte der Italiener Carlo Denina.

Wilhelm von Humboldt weilte von 1797 bis 1801 in Paris, wo er sich mit den aktuellen Strömungen der französischen Sprachtheorie, vor allem derjenigen der Ideologen, vertraut machte (über den Einfluß der *idéologues* auf Humboldt ist eine wissenschaftsgeschichtliche Kontroverse entbrannt, die hier nicht nachgezeichnet werden kann; vgl. Aarsleff 1977 einerseits und Gipper 1981 sowie Oesterreicher 1981 andererseits). Von Paris aus unternahm Humboldt seine beiden Spanienreisen, wobei linguistisch vor alle die zweite folgenreich war: auf dieser Reise in das französische und spanische Baskenland sah er sich mitten in Europa mit einer völlig anders gearteten, wahrhaft exotischen Sprache, dem Baskischen, konfrontiert und erlag dabei der Faszination der Sprachwissenschaft für immer (vgl. Bossong 1985a).

1802 begann Friedrich Schlegel in Paris mit dem Studium des Provenzalischen und des Persischen (vgl. Nüsse 1962). Unterstützt wurde er dabei von Louis-Mathieu Langlès, Konservator an der Bibliothèque Royale. Ein Jahr darauf lernte er einen Engländer kennen, der lange in Calcutta gelebt hatte und nach Paris gekommen war, um indische Handschriften zu studieren: Alexander Hamilton. Napoleons Kontinentalsperre hielt ihn in Frankreich fest; sein unfreiwillig verlängerter Aufenthalt sollte zu einem wichtigen Faktor in der Weiterentwicklung der Sprachwissenschaft werden. Hamilton war in diesem Augenblick der einzige Kenner des Sanskrit auf dem Kontinent. Das Interesse an dieser Sprache war groß, und so ergriffen drei junge Ge-

lehrte dankbar die Gelegenheit, die sich ihnen bot: Claude Fauriel, Antoine-Léonard de Chézy und eben Friedrich Schlegel. Als Frucht seiner Studien legte F. Schlegel 1808 die Abhandlung vor, mit welcher er sowohl für die indische Philologie als auch für die allgemeine Sprachtypologie des 19. Jahrhunderts das Fundament legte: *Über die Sprache und Weisheit der Indier*. Chézy hat sein weiteres Leben ganz dem Studium dieser Sprache gewidmet und wurde zum Begründer der Indologie in Frankreich. In der Person von Fauriel schließlich wird die katalytische Bedeutung des Sanskritstudiums für die Entstehung der anderen Philologien besonders deutlich: die Beschäftigung mit dem Sanskrit regte ihn an, sich auch im Bereich der romanischen Sprachen an die Quellen zu begeben; Fauriel hat bald nach der Begegnung mit Hamilton begonnen, sich in das Provenzalische zu vertiefen, dem er später seine Hauptschaffenskraft gewidmet hat. Er ist derjenige, in dessen Lebenslauf sich der Übergang vom Altindischen zum Altromanischen am unmittelbarsten manifestiert. Fauriel war es dann auch, der Raynouard zu seiner Beschäftigung mit dem Provenzalischen angeregt hat; seinem Wirken verdankt das Fach also entscheidende Impulse.

An dieser Stelle sei auch ein bislang wenig beachteter italienischer Autor erwähnt: Carlo Denina. In seinem monumentalen dreibändigen Werk *La clef des langues* von 1804 hat er nachdrücklich auf die genetischen Beziehungen zwischen dem Sanskrit, dem Persischen und den westeuropäischen Sprachen hingewiesen und auch bereits Vermutungen über das Problem angestellt, das dann später als die Frage nach der „Urheimat“ der Indogermanen bezeichnet wurde (vgl. Marazzini 1984 und 1983 [1986], bes. 183ff).

1814 begann Friedrichs älterer Bruder August Wilhelm Schlegel in Paris bei Chézy mit seinen Sanskrit-Studien, die ihn schließlich zur Übernahme des ersten Sanskrit-Lehrstuhls und damit zum Begründer der Indologie in Deutschland machten; daneben befaßte auch er sich sehr eingehend mit dem Provenzalischen, was im Resultat zur Etablierung der Romanistik als eigenständiges Fach führen sollte (s. u. V. 3.3.2).

Bereits 1812 versenkte sich ein gerade 21 Jahre alter, aus armen Verhältnissen stammender unbekannter Deutscher in Paris in das Studium der altindischen Manuskripte: Franz Bopp; mit seinem *Konjugationssystem* von 1816 wurde er schon bald darauf zum eigentlichen Be-

gründer der Indogermanistik und der historisch-vergleichenden Methodik allgemein.

In den zwanziger Jahren korrespondierte Wilhelm von Humboldt öffentlich mit Abel-Rémusat, dem Begründer der Sinologie, über den Bau des Chinesischen, was für die Herausbildung der Methodik des struktural-typologischen Sprachvergleichs von zentraler Wichtigkeit wurde (vgl. Harbsmeier 1979).

1824 schließlich weilte der junge Friedrich Diez in Paris, um provenzalische Handschriften zu studieren. Die Anregung dazu hatte ihm kein Geringerer als Goethe gegeben (vgl. Tagliavini 1969 : 10). Das Ergebnis dieser Bemühungen sind zunächst einmal seine Publikationen von 1826 und 1829 zum Provenzalischen sowie, in einem umfassenden Sinn, die Schriften, mit denen er die wissenschaftliche Romanistik in Deutschland begründet hat: die *Grammatik der romanischen Sprachen* von 1836 und das *Etymologische Wörterbuch* von 1854.

Aus dem Kreise der Sanskrit-Adepten jener Jahre ist auch Fauriel hervorgegangen, der Lehrstuhl-Nachfolger von Raynouard und Begründer der romanischen Philologie in Frankreich selbst. Neben dem Provenzalischen hat sich Fauriel mit der europäischen Volksliteratur, besonders der griechischen und serbischen, beschäftigt; im Bereich der Romanistik war er es, der die moderne Dante-Forschung und die historische Erforschung des Italienischen begründet hat.

Ohne Zweifel war Paris in jenen Jahren ein Dorado für die Sprachforscher; das Sanskrit war ein großer Magnet, doch konnte man daneben auch das Persische, das Arabische und das Chinesische erlernen. Das Studium der großen außereuropäischen Kultursprachen stand endlich jedem Wißbegierigen offen. Innerhalb des Bereichs der europäischen Sprachen warf sich eine ganze Generation junger Gelehrter voll romantischer Begeisterung auf das mittelalterliche Provenzalische, die Sprache der Troubadours und der Minnehöfe des französischen Midi. Die Nationalbibliothek bot zu all diesen Sprachen reiche Handschriftenschatze. Innerhalb kurzer Zeit erweiterte sich der Horizont der Faktenkenntnisse um Unermeßliches. Die Ernte dieser Bewegung wurde indessen nicht mehr in erster Linie in Frankreich selbst eingefahren; Paris wurde als führendes Zentrum der Sprachwissenschaft im weiteren Verlauf der Entwicklung von so provinziellen Orten wie Bonn, Gießen, Marburg und Tübingen abgelöst.

3.3. Vom Sanskrit zum Provenzalischen: die Entstehung der Romanistik

Es gehört zu den eigentümlichen Paradoxien der Geistesgeschichte, daß nicht nur die Indogermanistik (und, nebenbei bemerkt, die Germanistik), sondern auch die Romanistik des vom Studium des altindischen Sanskrit herkommenden Anstoßes bedurft hat, um sich als historisch-vergleichende Disziplin zu etablieren. Während im indogermanistischen Bereich die Notwendigkeit eines *missing link* zwischen Griechisch und Latein als Keimzelle der Erkenntnis historischer Zusammenhänge unmittelbar einsichtig ist, erscheint im Falle der romanischen Sprachen ein solches katalytisch vermittelndes Element völlig überflüssig. Nicht erst uns Heutigen scheint die genetische Verwandtschaft der romanischen Sprachen und ihr gemeinsamer Ursprung im Lateinischen so evident, so sehr mit Händen zu greifen, daß es nur schwer zu verstehen ist, warum zur Erkenntnis dieser scheinbar einfachen Tatsache eine so große geistige Anstrengung nötig war.

Das Verhältnis des Lateinischen zu seinen Tochtersprachen ist das einer nahen Ferne: einerseits fühlten sich die romanischsprachigen Völker Westeuropas immer der lateinischen Welt zugehörig (wenn auch sicher in unterschiedlichem Maße), das Lateinische war allgegenwärtig, es durchdrang und durchdringt auch heute noch alle romanischen Kultursprachen und bereichert sie mit dem unerschöpflichen Fundus seines „gelehrten“ Vokabulars, ja, es konnte über lange Zeit als die höhere Variante der Volkssprache im Rahmen einer klassischen Diglossie-Situation aufgefaßt werden; andererseits wurde der typologische Abstand schon sehr früh als ein unüberbrückbarer Graben empfunden, ja, der strukturelle Kontrast zwischen der klassischen und den modernen Sprachen war, wie wir gesehen haben, über Jahrhunderte hinweg das empirische Hauptthema, an dem sich die sprachtheoretische Reflexion wieder und wieder entzündet hat. So bestand zwar immer das Bewußtsein, daß die romanischen Sprachen irgendwie eng mit dem Lateinischen zusammenhängen; von da bis zu der Einsicht, daß sie von ihm abstammen, war es jedoch ein weiter Weg - nicht zuletzt auch deshalb, weil erst auf der Grundlage der geistesgeschichtlichen Wende zum Historismus der Gedanke einer echten Evolution, genauer einer historischen Entwicklung von Sprache überhaupt denkbar geworden war. Das eher naive Geschichtsbewußtsein früherer Jahrhunderte konnte sich bestenfalls zu der Einsicht durchringen, die romanischen Sprachen seien durch „Verderbnis“ (*corruptio*) des Lateinischen und seine

„Vermischung“ mit germanischen und anderen barbarischen Sprachen entstanden. Auch wo solche Prozesse als Entwicklungen gesehen werden, ist die Sichtweise immer noch im Grunde ahistorisch, nicht-evolutiv: das einmal fixierte und für die Ewigkeit festgeschriebene Latein mußte von Grund auf korrumpiert und von außen mit Fremdelementen infiltriert werden, damit die modernen Volkssprachen entstehen konnten. Die Einsicht, daß zwischen der Hausgemeinschaft des Cicero und dem Gassenjungen aus Palermo, Paris oder Bogotá eine nie und nirgends unterbrochene Generationenkette von Muttersprachlern steht, brauchte lange, um sich allgemein durchzusetzen. Gerade das der Zeitlichkeit scheinbar enthobene Latein setzte dem Verständnis der historischen Zusammenhänge große Hindernisse entgegen.

So ist es vielleicht doch nicht ganz so unbegreiflich, daß der historische Konnex zwischen dem Lateinischen und seinen Tochtersprachen erst in dem historischen Moment verstanden werden konnte, als an einem ganz anderen, viel exotischeren Beispiel das Wesen genetischer Sprachverwandtschaft überhaupt sichtbar geworden war. Die katalytische Wirkung der „Entdeckung“ des Sanskrit war für die Entstehung der historischen romanischen Sprachwissenschaft entscheidend.

Sie war zunächst erforderlich in dem soeben angedeuteten Sinne, nämlich als methodologisches Modell: das Beispiel des Sanskrit zeigte, daß Sprachen sich historisch auseinander entwickeln und daß man sie systematisch miteinander vergleichen muß, um den Gesetzmäßigkeiten des Sprachwandels und den historischen Grundformen der Einzelsprachen auf die Spur zu kommen. Die „vergleichende Grammatik“ ist mit den Sanskrit-Studien geboren; der Terminus wurde von Friedrich Schlegel in seinem Buch über indische Sprache und Literatur von 1808 geprägt:

Jener entscheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird, ist die innre Struktur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat.

(F. Schlegel 1808 (1975) : 137)

Mit prophetischer Intuition bezieht sich Schlegel hier auf das methodologische Modell der Biowissenschaften: nur zwei Generationen später wird Darwin die Ergebnisse seiner Forschungen publizieren, was Schleicher dann zur Übertragung dieses Evolutionsmodells auf die

Sprachwissenschaft veranlaßt hat. Wenn auch diese Übertragung insofern etwas kurzschlüssig erfolgte, als Schleicher biologische Evolution und humane Geschichte in unzulässiger Weise gleichgesetzt hat, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß es dieselbe, oben charakterisierte geistesgeschichtliche Wende gewesen ist, die sowohl das biologische Evolutionsdenken als auch den geisteswissenschaftlichen Historismus ermöglicht hat. Im Gefolge der Entdeckung des Sanskrit wurde Sprachwissenschaft schließlich zur Sprachenealogie.

Darüber hinaus war das Sanskrit aber auch, und dies ist psychologisch womöglich noch wichtiger, das lebendige Beispiel einer - angenommenen - Ursprache, aus der sich in zahlreichen Verzweigungen immer neue Idiome gebildet haben. Eine vollkommene Sprache steht am Anfang der Entwicklung: die heroische Sprache der Götterhymnen des Veda und der Heldenepen des रामायण *Rāmāyaṇa* und des महाभारत *Mahābhārata*. Mit dieser Entdeckung ging der prophetische Entwurf einer neuen Geschichts- und Sprachphilosophie von Giambattista Vico konkret in Erfüllung. Daß sich schon sehr bald herausstellte, daß das Sanskrit nicht identisch ist mit der Ursprache, sondern genauso wie das Griechische, das Lateinische, das Gotische, das Avestische und all die anderen Sprachen von einer verlorengegangenen, nurmehr vergleichend rekonstruierbaren Grundsprache abstammt, das ist in diesem Zusammenhang zunächst einmal geistesgeschichtlich weniger wichtig; entscheidend war in dem gegebenen Moment das konkrete Modell des Sanskrit als einer wiederentdeckten, vollkommenen Ursprache (संस्कृत *samskr̥ta* bedeutet ja etymologisch *con-fectus*, im Sinne von „perfectus“!). Im Sanskrit glaubte man die Wurzel zu erblicken, aus der alle Zweige und Verästelungen der späteren Sprache erklärbar werden; in den Worten von Friedrich Schlegel:

Zerstreute Glieder der abgeleiteten Sprachen finden sich im Indischen wie an der Wurzel zusammen.

(F. Schlegel 1808 (1975) : 137)

Dieses methodische Modell und diese Erfahrung einer konkret überlieferten Ursprache waren notwendig, um das alte Problem des Verhältnisses zwischen dem Lateinischen und den romanischen Sprachen erneut anzugehen und endlich sachgemäß, nämlich historisch, zu lösen. Zugespitzt und vereinfacht könnte man sagen: ohne das Sanskrit keine historisch-vergleichende Romanistik; und ohne das Sanskrit keine romanische Ursprache, nämlich nicht die Idee des Provenzalischen als konkretes Urbild der romanischen Einzelsprachen.

Natürlich kann hierbei konzediert werden, daß, mit Gauger zu sprechen, die Entdeckung des Sanskrit als Einzelsprache ein **kontin-genter** Faktor war (Gauger/ Oesterreicher/ Windisch 1981 : 22); die historisch-vergleichende Methode und das Ideal der Ursprache hätten selbstverständlich auch anhand von anderem konkretem Sprachmaterial gefunden werden können. Es ist also nicht eine immanente Eigenschaft der Einzelsprache Sanskrit, welche die geschilderte Wende der Linguistik ausgelöst hätte; wäre statt dessen etwa das Litauische in den Gesichtskreis getreten, so wären womöglich die Ergebnisse der frühesten Indogermanistik gleich von Beginn an noch überzeugender gewesen (diese besonders archaische indogermanische Sprache wurde erst in den 1850ern von Schleicher für Westeuropa erschlossen). Immerhin gibt es eine, allerdings externe, Eigenschaft des Sanskrit, die es jener ersten Generation vergleichender Sprachwissenschaftler, die alle noch an den klassischen Sprachen geschult und mit klassischer Bildung durchtränkt waren, besonders attraktiv erscheinen ließ: es ist keine „ungebildete“ Volkssprache, sondern eine hochentwickelte Kultursprache mit einer ungeheuer reichen und vielgestaltigen Literatur, die eine geschichtliche Tiefe von mehreren Jahrtausenden aufweist.

3.3.1. Raynouards Vision von der romanischen Ursprache

Als erster unternahm es der Advokat, Abgeordnete und gefeierte Autor historischer Dramen François-Juste-Marie Raynouard, der romanischen Ursprache nachzuspüren (vgl. J. Körner 1913, Richert 1914 und Rettig 1976). Wie oben bereits erwähnt, wurde er zu dieser Beschäftigung von dem jungen Claude Fauriel angeregt (nach Baum 1976 : 284), der sich zusammen mit Friedrich Schlegel und Chézy unter der Anleitung von Hamilton in das Sanskrit vertieft hatte. Raynouard nahm diese Anregung auf und widmete die letzten Jahrzehnte seines Lebens ganz der Erforschung des Provenzalischen. Ihm gebührt die Ehre, als erster die neue Methodik des Sprachvergleichs auf die romanische Familie angewandt zu haben; und er ist derjenige, der als erster das Postulat einer romanischen Ursprache aufgestellt hat.

Im Urteil der Nachwelt gilt gerade diese letztgenannte Leistung nicht eben als Ruhmesblatt: Raynouard setzte die romanische Ursprache, diejenige, aus der sich die romanischen Sprachen Europas entwickelt haben, gleich mit dem von ihm erstmals erschlossenen Provenzalischen, der Sprache der Troubadourlyrik; diese historisch unhaltbare Auffassung hat seinen Nachruhm stark verdunkelt - nicht ganz zu

Recht, wie ich meine. Es war wohl, im Sinne des soeben Ausgeführten, eine psychologische Notwendigkeit, daß man sich diejenige Sprache, aus der sich die romanischen Idiome entwickelt haben, zunächst als eine konkret belegte und überlieferte Kultursprache vorstellte, genauer gesagt, daß man nach derjenigen Kultursprache suchte, aus der sich die romanischen Einzelidiome ableiten ließen. Das neue Konzept der historischen Genealogie von Sprachen mußte, auf die Romania angewandt, zunächst wohl eine bestimmte Ausprägung des Romanischen als die eine Wurzelzelle postulieren, aus/der sich alles andere entfaltet hat. Diesen ersten Schritt ging Raynouard. Man wird es ihm aus heutiger Sicht nicht mehr unbedingt verübeln, daß er selbst auf dieser Stufe stehengeblieben ist und den Schritt zum Postulat des nur hypothetisch rekonstruierbaren Vulgärlatein als gemeinsamer Grundsprache sowohl des Provenzalischen als auch aller anderer romanischer Idiome nicht mehr vollzogen hat. Sein historischer Rang als Wegbereiter der romanischen Philologie ist trotz dieser Einschränkung unbestreitbar. Es schmälert die Leistung der Pioniere nicht, daß Spätere, auf ihrem Werk aufbauend, ihre Irrtümer korrigieren; auch Kolumbus meinte bis zu seinem Lebensende, in westlicher Richtung nach Indien gelangt zu sein: es ist ebenso unangemessen, in Raynouard nur den Urheber des Mythos vom Provenzalischen als romanischer Ursprache zu sehen, wie es ungerecht wäre, Kolumbus nur als Autor so unglücklicher Bezeichnungen wie „Westindien“ oder „Indianer“ würdigen zu wollen!

Auch daß Raynouard nun gerade das Provenzalische zur romanischen Ursprache machte, ist nicht unverständlich, nicht nur, weil er selbst aus dem Midi stammte. Immerhin handelt es sich um das älteste als Literatursprache kultivierte romanische Idiom, dessen Ausstrahlungskraft im Hochmittelalter von keinem anderen überboten worden ist; als Sprache der Troubadours, der Minnedichtung des Midi zu den Zeiten seines größten Glanzes kam es der romantischen Sensibilität ideal entgegen. Es gibt indessen auch einen immanent linguistischen Grund, der die Idee des Provenzalischen als romanischer Ursprache besonders attraktiv machte: es ist so etwas wie ein zentrales Romanisch, eine von allen Extremen nicht nur geographisch, sondern auch strukturell etwa gleich weit entfernte Ausprägung, eine Sprache, die Brücken schlägt vom Französischen zum Spanischen ebenso wie zum Italienischen und die mit den Mundarten Norditaliens und mit denen des Nordostens der Iberischen Halbinsel besonders eng verbunden ist. Wenn es so etwas wie eine Mitte der Romania gibt, dann liegt sie in

Südfrankreich. Zwar ist das Provenzalische nicht mit der romanischen Ursprache in einem historischen Sinn identisch; es ist aber doch verständlich, daß man in ihm eine besonders reine Verkörperung der Idee der Romanität erblickt hat. In zeitlicher Nähe zu Goethes Spekulationen über die Urpflanze und zu Friedrich Schlegels Mythos vom Sanskrit als der Wurzel aller später als indogermanisch bezeichneten Sprachen entwarf Raynouard das Bild vom Provenzalischen als der Urform all dessen, was sich später in die romanische Einzelsprachlichkeit aufgelöst hat. Wenn man ihn in einer solchen Perspektive sieht, wird man Raynouard historisch sicher eher gerecht, als wenn man ihn lediglich aus der Überlegenheit des später gewonnenen Faktenwissens zum Urheber eines sachlichen Irrtums stempelt.

Sprachwissenschaftlich ausgerichtet sind in Raynouards sechsbändigem Hauptwerk *Choix des poésies originales des troubadours* (1816 - 1821) vor allem drei Traktate: *Recherches sur l'origine et la formation de la langue romane* (1816a); *Grammaire de la langue romane* (1816b); und schließlich *Comparaison des langues de l'Europe latine* (1821b) mit einem umfangreichen *Discours préliminaire* (1821a). 1816a bietet den ersten Umriß einer äußeren und inneren Sprachgeschichte vom Lateinischen über das Altprovenzalische bis zum Altfranzösischen; 1816b ist die erste umfassende, synchronisch orientierte Grammatik des Altprovenzalischen, an der besonders auch das reichhaltige Beispielmateriale hervorzuheben ist. 1821b stellt den ersten Versuch einer vergleichenden historischen Grammatik der wichtigsten romanischen Literatursprachen Westeuropas dar; darin werden das Spanische, Portugiesische, Französische und Italienische mit dem Altprovenzalischen vergleichend in Beziehung gesetzt. Dem geht 1821a voran, der erste Versuch, den Bereich der romanischen Sprachen durch eine dem damaligen Kenntnisstand entsprechende vollständige Auflistung der dazugehörigen Idiome abzustecken; zusätzlich zu den soeben genannten Sprachen zählt Raynouard auch das Katalanische und das Rumänische (von ihm Walachisch oder Moldauisch genannt) hinzu, wobei er bemerkenswerterweise einräumt, das Rumänische sei zwar, ebenso wie die Sprachen Westeuropas, lateinischer Herkunft, es gehe aber nicht auf die romanische Ursprache zurück, sondern sei eigene Wege gegangen. Er deutet das Zeugnis dieser bis dahin so gut wie nicht beachteten romanischen Sprache gerade als Beweis dafür, daß seine Hypothese von der mit dem Provenzalischen identischen romanischen Ursprache richtig sein muß: da die Sprachen Westeuropas im Vergleich zum Rumänischen einander so sehr ähneln, muß es zwischen dem „korrupten La-

tein“ und dem Stadium der Einzelsprachen noch eine gemeinsame Zwischenstufe gegeben haben. In Raynouards eigenen Worten:

la langue latine ne put que se corrompre et se modifier; et il s'opéra du côté de l'orient, mais avec d'autres résultats, le même phénomène grammatical qui dans l'occident produisit la langue romane primitive. ... Il arriva alors pour l'idiome valaque ce qui serait infailliblement arrivé pour chacune des langues de l'Europe latine en occident, si, au lieu d'avoir eu un type commun et primitif, elles s'étaient formées isolément de la corruption de la langue latine.

(Raynouard 1821a : VI, LXVII)

Als Pionierleistung auf einem bis dahin noch nie in dieser Form bearbeiteten Gebiet kann man dem Werk Raynouards auch aus heutiger Sicht die Achtung sicher nicht versagen. Die Zielsetzung und den wesentlichen Inhalt seiner Arbeit resümiert er zu Beginn des *Discours préliminaire* folgendermaßen:

Français, Espagnols, Portugais, Italiens, et vous tous dont l'idiome vulgaire se rattache aux idiomes de ces peuples, vous êtes sans doute surpris et charmés des identités frappantes, des nombreux rapports, des analogies incontestables que vous découvrez sans cesse entre vos langages particuliers; permettez-moi de vous en expliquer la cause; c'est qu'il a existé, il y a plus de dix siècles, une langue qui, née du latin corrompu, a servi de type commun à ces langages. Elle a conservé plus particulièrement ses formes primitives dans un idiome illustré par /...les/ troubadours.

(Raynouard 1821a : VI, 1f)

Die Methodik der sich neu formierenden historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft wird, als Antwort den im vorigen Zitat angesprochenen Völkern in den Mund gelegt, folgendermaßen formuliert:

Osez donc comparer nos idiomes divers avec cette langue; si leurs éléments caractéristiques, si leurs formes principales, leurs combinaisons ordinaires offrent de grandes et fréquentes conformités qui paraissent, non des accidents du caprice des langues, des rencontres du hasard, mais le résultat nécessaire de principes uniformes, d'analogies constantes, de développements naturels, nous pourrions croire à cette communauté d'origine; N'oubliez pas surtout qu'il faut la démontrer par des rapprochements qui ne soient pas forcés, par des rapports souvent identiques, par des

faits nombreux et détaillés. C'est une tâche difficile sans doute, mais c'est la vôtre.

(Raynouard 1821a : VI, IV)

Die Leitlinien des wissenschaftlichen Sprachvergleichs hätten auch von den Junggrammatikern, zwei bis drei Generationen später, nicht besser und nachdrücklicher formuliert werden können. Die Zeiten des Vergleichs von irgendwelchen zufällig herausgegriffenen Ähnlichkeiten, mit denen man alles und nichts beweisen kann (zum Beispiel, daß das Hebräische oder das Baskische oder das Flämische die Ursprache Europas oder der Welt ist), diese Zeiten sind nun endgültig vorüber; verglichen werden jetzt nur noch Formen und Wörter, die sich regelmäßig und systematisch entsprechen. Nur auf einer solchen Grundlage kann wissenschaftliche Sprachengenealogie betrieben werden.

Auf Einzelheiten des Raynouard'schen Werkes kann hier nicht eingegangen werden. Schließen wir mit einem Zitat, das zeigt, in welcher Weise die Fragestellungen der vorangegangenen, universalistisch-rationalistischen Epoche jetzt im Zeichen des historisch orientierten Partikularismus umgedeutet werden:

La langue romane est peut-être la seule à la formation de laquelle il soit permis de remonter ainsi, pour découvrir et expliquer le secret de son industrieux mécanisme ... L'homme porte en soi-même les principes d'une logique naturelle, d'un instinct régulateur, que nous admirons quelquefois dans les enfants.

(Raynouard 1816a : 104f)

Die Romania ist in der Tat ein besonders privilegierter Bereich für die Erforschung sprachhistorischer Zusammenhänge und daher auch für die Entwicklung der Methodik des rekonstruktiven Vergleichs. Raynouard stellt die hieraus zu gewinnenden Erkenntnisse in eine Perspektive, die in ihrem Wortlaut an die Formulierungen des Universalismus erinnert; auch hier ist die Rede von einer jedem Menschen angeborenen, natürlichen Logik. Im Unterschied zu der vorangegangenen Epoche werden die Auswirkungen dieser natürlichen Logik jedoch nicht im Hinblick auf die einzelne Äußerung, auf Syntax und Semantik der Proposition gesehen, sondern im Hinblick auf die Sprachentwicklung; die, mit Chomsky zu reden, „angeborenen Ideen“, die auch das Kind zum Spracherwerb befähigen, konkretisieren sich nicht in der ahistorisch gesehenen immanenten Sprachlogik, sondern gerade in der Dynamik der Evolution von Sprachsystemen. Die mittlerweile zur Vorherrschaft ge-

langte historische und partikularistische Blickweise durchdringt das neue Sprachdenken von Grund auf.

3.3.2. August Wilhelm Schlegel, der Wegbereiter der romanischen Sprachwissenschaft

Raynouard war der Pionier der romanischen Philologie; ihr eigentlicher Wegbereiter wurde dann aber ein anderer, einer der Deutschen, die im Paris jener Jahre studierten und wirkten: August Wilhelm Schlegel (vgl. Jesinghaus 1913, Richert 1914, Fiesel 1927, Narr 1971, Rousseau 1984). Bei ihm laufen die Linien zusammen; er ist die eigentlich zentrale Gestalt, derjenige, der zwischen dem Jahrhundert der Aufklärung und dem der Romantik, zwischen Frankreich und Deutschland vermittelt. Er nahm alle wesentlichen Anregungen auf und gab sie weiter. So wurde er zum Initiator der romanischen Philologie im klassischen, in Deutschland ausgebildeten Sinn des Wortes; an ihn vor allem, weit mehr als an das Werk seines Bruders, knüpften alle späteren Überlegungen zum strukturellen Sprachvergleich, zur Sprachtypologie an; in eigener Person, das heißt nicht nur als Anreger, sondern als selbst Gestaltender, wurde er schließlich zum Begründer der Indologie als eigenständiger Wissenschaft.

In seinem 1818 erschienenen kleinen Buch *Observations sur la langue et la littérature provençales* nahm Schlegel zu dem zwei Jahre zuvor erschienenen ersten Band von Raynouards Werk durchaus kritisch, aber sehr fair Stellung. Er korrigiert Raynouards Grundirrtum, der darin bestand, daß das Provenzalische mit der romanischen Ursprache gleichgesetzt wurde. Sein Hauptargument ist ebenso einfach wie evident:

l'italien et l'espagnol sont bien visiblement plus près du latin que le provençal ... Les langues ne reviennent pas sur leurs pas. Comment le peuple, après avoir oublié le latin pendant une longue suite de générations, l'auroit-il deviné tout-à-coup de nouveau, et s'en seroit-il rapproché sans avoir aucun motif de changer d'habitude?

(A. W. Schlegel 1818 (1971) : 43)

Darüber hinaus gibt er in diesem Werk einen erstaunlich vollständigen und wohldurchdachten Abriß aller wesentlichen Probleme der histori-

schen romanischen Sprachwissenschaft, die dann im Laufe der darauffolgenden Generationen in mühsamer Kleinarbeit nach und nach gelöst oder zumindest einer Lösung nähergebracht worden sind. Sein Werk liest sich wie ein Kompendium der Probleme, mit denen unsere Disziplin zum Teil auch heute noch kämpft. Die folgende Äußerung kann man als ein Forschungsprogramm lesen, als einen Abriß der Aufgaben, denen sich die damals gerade entstehende Romanistik gegenüber sah:

Les différences des langues dérivées du latin peuvent se réduire à quelques points principaux: l'altération des sons, les formes grammaticales, le choix des mots latins, latins-barbares, théotiques et autres qui sont restés en usage, enfin la manière dont les mots tirés du latin classique ont été détournés de leur sens primitif. Rien de tout cela n'est dû au hasard; et si l'on savoit assigner à ces variations leurs véritables causes, nous connoîtrions l'histoire des peuples, leur vie privée dans les temps passés, bien autrement que les livres d'histoire ne peuvent nous l'apprendre.

(A. W. Schlegel 1818 (1971) : 53f)

Schlegel stellt im Zusammenhang mit der Entwicklung vom Lateinischen zu den romanischen Sprachen auch die Frage nach dem typologischen Kontrast. Hierbei geht er zwar einerseits von dem strengen typologischen Dualismus aus, den sein Bruder 1808 konzipiert hatte; andererseits führt er diesen Ansatz fort, nuanciert ihn und nimmt der Antithese durch die Annahme von Zwischen- und Übergangsstufen ihre Schärfe. All dies kann im hier vorliegenden Rahmen nicht im einzelnen nachgezeichnet werden. Es sei nur darauf verwiesen, daß die seither ungezählte Male verwendete Charakterisierung des Lateinischen als „synthetisch“ und der romanischen Sprachen als „analytisch“ (vgl. Schwegler 1990) in ihrem Kern auf August Wilhelm Schlegel zurückgeht. Jedenfalls verdankt nicht nur die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft, sondern auch der typologisch-strukturelle Sprachvergleich dem Werk August Wilhelm Schlegels die entscheidenden, für das ganze nachfolgende Jahrhundert maßgeblichen Anstöße. Ganz unmittelbar haben seine Ideen auf Wilhelm von Humboldt gewirkt (so wie es ja auch A. W. Schlegel war, der Humboldt zum Studium des Sanskrit animiert hat).

Das Neue in der Typologie des 19. Jahrhunderts, das mit den beiden Schlegel-Brüdern beginnt, besteht darin, daß nicht mehr, wie bei den französischen Aufklärungslinguisten, die syntaktische Widerspiegelung einer universalen Tiefenstruktur im Mittelpunkt steht, son-

dern der morphologische Bau der Einzelsprache. August Wilhelm Schlegel war mit der Aufklärungslinguistik vertraut. Er war mit Sicard persönlich befreundet und kannte dessen Forschungsergebnisse bezüglich des Wortstellungsproblems; Sicard hatte mit Taubstummen experimentiert und war dabei zu Erkenntnissen gelangt, welche in die bereits 1751 von Diderot angedeutete Richtung verweisen:

M. l'abbé Sicard ... m'a communiqué ... une observation fort intéressante. Il enseigne à ses élèves sourds-muets l'emploi des signes selon l'ordre logique. Mais lorsque, dans les heures de délassement, ils communiquent entre eux par la même voie, ils arrangent les mots de leur langage muet d'une toute autre manière: ils se rapprochent de la construction latine sans la connoître, et ils font les inversions les plus hardies. Ne pourroit-on pas en conclure que ces inversions, que nous considérons comme des ornemens de rhétorique, sont plus naturelles que nous ne pensons, parce que nous avons contracté une habitude opposée?

(A. W. Schlegel 1818 (1971) : 27; vgl. auch 1827 (1846) : 139)

Die Wortstellungsdebatte des 18. Jahrhunderts war Schlegel gut bekannt. Interessant ist es nun aber gerade, wie er sie deutet und in welche Perspektive er sie stellt. Es geht ihm nicht mehr um das Verhältnis der überzeitlichen *raison* zu den akzidentellen Zufälligkeiten der Einzelsprachen, sondern um den Geist der Zeit, der sich in den syntaktischen Eigentümlichkeiten der jeweiligen Sprachen manifestiert; in Äußerungen wie der folgenden, die an die soeben zitierte unmittelbar anschließt, kommt die Historisierung der Weltsicht sehr gut zum Ausdruck:

Disons-en autant des langues synthétiques en général. Elles appartiennent à une autre phase de l'intelligence humaine: il s'y manifeste une action plus simultanée, une impulsion plus immédiate de toutes les facultés de l'âme que dans nos langues analytiques. A celles-ci préside le raisonnement, agissant plus à part des autres facultés, et se rendant par conséquent mieux compte de ses propres opérations. Je pense qu'en comparant le génie de l'antiquité avec l'esprit des temps modernes, on observera une opposition semblable à celle qui existe entre les langues. Les grandes synthèses créatrices sont dues à la plus haute antiquité; l'analyse perfectionnée étoit réservée aux temps modernes.

(A. W. Schlegel 1818 (1971) : 27f)

Auch die strukturellen Fragestellungen des universalistischen Zeitalters, von Schlegel durchaus in typologischen Begriffen erfaßt, werden nun in die übergreifende historische Perspektive eingebettet; es geht nicht mehr um „Inversionen“ als Abweichungen von dem Muster der einen, allgemein-menschlichen Vernunft, sondern um die historische Bedingtheit und Relativität sowohl des „invertierten“ als auch des „nicht-invertierten“ Sprechens. Der „Geist einer Sprache“ ist nichts statisch ein für allemal Festgelegtes, vielmehr wandelt er sich mit den Rahmenbedingungen der allgemeinen Geistesgeschichte.

Schlegel selbst hat die Romanistik in Deutschland nicht mehr selbst initialisiert. Vielleicht meinte er, nach dem monumentalen Werk von Raynouard nicht mehr allzu viel Eigenes beisteuern zu können; er dürfte wohl doch nicht so „charmiert“ gewesen sein, daß ihm dieser mit seinen Studien zum Provenzalischen und zur vergleichenden Grammatik der romanischen Sprachen zuvorgekommen ist („J'avois préparé depuis plusieurs années les matériaux d'un *Essai historique sur la formation de la langue française*: je suis charmé d'avoir été prévenu.“, (A. W. Schlegel 1818 (1971) : 22), obgleich man sagen muß, daß die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Forschern zeitlebens von großer gegenseitiger Hochachtung geprägt waren. Jedenfalls hat er nach der Veröffentlichung von 1818 nur noch einmal (1827) zur romanischen Sprachgeschichte Stellung genommen; im übrigen war er völlig dem Zauber des Sanskrit und der indischen Zivilisation erlegen. Immerhin hat er auf die Berufung von Friedrich Diez, dem ersten professionellen romanischen Sprachwissenschaftler und eigentlichen Begründer unserer Disziplin, auf den neugeschaffenen Lehrstuhl in Bonn persönlich Einfluß genommen und war so an der Etablierung des Faches in Deutschland maßgeblich mitbeteiligt. Diez wurde übrigens 1830 berufen, demselben Jahr, in dem Fauriel an der Sorbonne die Nachfolge von Raynouard antrat.

Die Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft als historisch-vergleichende Disziplin ist von da an für einige Zeit in erster Linie eine deutsche Angelegenheit; erst später kamen dann die Italiener und die anderen romanischsprachigen Nationen hinzu. Dies gilt übrigens nicht nur für die Romanistik, sondern auch für die anderen historisch-vergleichenden Disziplinen, wie die Indogermanistik, die klassische Philologie und die Semitistik. Selbst in Frankreich wirkten in der Tradition der französischen Fragestellungen des 18. Jahrhunderts nun gelegentlich Deutsche: Henri Weil, ein zur Emigration genötigter

Jude wie Heinrich Heine, veröffentlichte 1844 ein Werk zur Wortstellungstypologie des Lateinischen und Romanischen, das die besten Traditionen der Aufklärungslinguistik wieder aufleben läßt und sie im Geist des neuen Zeitalters mit wissenschaftlicher Akribie behandelt; er publizierte es auf Französisch in Paris und absolvierte auch seine akademische Karriere ganz in Frankreich. In Frankreich führte Fauriel das Werk Raynouards fort, allerdings eher auf literarhistorischem als auf sprachwissenschaftlichem Gebiet. Eigenständige und weiterführende Impulse in der Sprachwissenschaft kamen aus dem französischsprachigen Raum erst später: so für die romanische Philologie von Gaston Paris; für die Semantik von Michel Bréal; und sowohl für die Indogermanistik als auch für jene strukturelle Linguistik, die in einen neuen Universalismus einmünden sollte, von Ferdinand de Saussure. Doch dies ist Gegenstand eines anderen Buches.